



**Regionaler Kirchentag im Prodekanat München Nord
München, 11. Juni 2016**

**Wege suchen im finstern Tal
Reformatorische Bibelarbeit**

Teil 1

Vor einigen Jahren wurde ich von einer Familie gebeten, zu ihrem Vater zu kommen, der im Sterben lag. Der alte Mann dämmerte leicht vor sich hin, es war nicht klar, ob er ansprechbar war. Seine Tochter und sein Enkelsohn standen hilflos am Bett mit Tränen in den Augen. Was sagt der Mensch in so einer Situation? „Wird schon wieder!“ ist garantiert falsch. „Ich fühle mit ihnen“, klingt banal. „Wir glauben ja an die Auferstehung“, hört sich nach billigem Trost an.

Ich habe begonnen, Psalm 23 zu beten: *Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Die Tochter stimmte leise mit ein: Er erquicket meine Seele. Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und dann kam auch der Sohn vorsichtig dazu: Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück. Denn du bist bei mir. Dein Stecken und Stab trösten mich. Ja und dann begann auch der sterbende Mann seine Lippen zu bewegen: Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein. Den Schluss sprachen wir gemeinsam: Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen ein Leben lang. Und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.*

Das war eine sehr anrührende Situation. Der alte Mann starb zwei Tage später in aller Ruhe. Tochter und Enkel haben diese Szene seitdem als so friedlich, so verbindend in Erinnerung, dass sie gern und getrost an das Sterben von Vater und Großvater zurückdenken können.

Was für ein mächtiger Text! Martin Luther schreibt dazu: „Der 23. Psalm ist ein Dankpsalm, darin ein christliches Herz Gott lobet und dankt, daß er es lehret und auf rechtem Wege erhält, und es in aller Not durch sein heiliges Wort tröstet und schützt. Es vergleicht sich einem Schaf, das ein treuer Hirte in frischem Grase und am kühlen Wasser recht weidet. Es zieht den Tisch, Kelch und Öl auch aus dem Alten Testament und dem Gottesdienst zum Ver-

gleich heran und nennt es alles Gottes Wort, wie ers auch Stecken, Stab, Gras, Wasser und rechten Weg nennt.“¹

Es ist ein kurzer Text, den viele Menschen früher auswendig lernten im Konfirmanden- oder Kommuniionsunterricht. Manchen ist er fast schon zu banal, zu viel benutzt. Aber ich habe immer wieder erlebt, welche Kraft er entfalten kann für Menschen in Krisenzeiten, wie sich die Lippen mitbewegten, weil der Text bekannt war, tief verwurzelt, Trost und Halt gab. Genau solche alten Texte brauchen wir, sie sind größer als wir selbst, haben sich durch Jahrtausende bewährt und können viel mehr geben, als aktuelle Versuche, Betroffenheit und Mitgefühl auszudrücken. Sie gehören für mich in das Handgepäck unseres Lebens.

Manchmal fehlen uns selbst schlicht die Worte. Wir sind nicht so geübt, über unseren Glauben zu sprechen. Deshalb denke ich, es ist gut, ein kleines Handgepäck des Glaubens zu haben auf dem Lebensweg. Wir sind im Leben auf einer Reise, die wir nicht vorab planen können. Gewiss, wir können uns überlegen, wie unser Leben aussehen soll, wie wir leben wollen. Aber wir werden das nicht im Voraus bestimmen können. Ein Handgepäck bedeutet, das Nötigste bei sich zu haben. Das weiß jeder und jede, die einmal den Koffer verloren haben. Du brauchst zumindest den Pass, das Flugticket, ein wenig Geld und die wichtigsten Dinge wie Medikamente, eine Adresse am Zielort und vielleicht einmal Wäsche zum Wechseln. Damit kannst Du durchkommen, falls alle Stricke reißen.

So sehe ich das im Glauben auch: Du benötigst einige wenige Texte, Gebete und Lieder, die dir Halt geben, wenn Dir die Stimme versagt, Du nicht mehr weiter weißt. Und gegen alle Klagen: Es ist gut, wenn Du sie auswendig kennst. Ruth Klüger, die als Kind ins Konzentrationslager kam, sagte einmal, sie habe nur durch die Gedichte überlebt, die sie für sich aufsaugen konnte...

Martin Luther hat mit dem Kleinen Katechismus den Menschen eine Art „Handgepäck“ des Glaubens mit auf den Weg gegeben. Jeder Christ und jede Christin sollte eigenständig auskunftsfähig sein: Das glaube ich. So entstand eine Art kleine Dogmatik für den Hausgebrauch, durch die alle ein Grundwissen haben (und auswendig kennen!) sollten. Dazu gehören für Luther die Zehn Gebote, das apostolische Glaubensbekenntnis, das Vaterunser sowie die Sakramente Taufe und Abendmahl. Das finde ich sehr einleuchtend und es zeigt Luther als guten Pädagogen.

Die Vorstellungen des Mittelalters hinter sich lassend ging es Luther in der Wahrnehmung der „Freiheit eines Christenmenschen“ darum, dass jede Frau und jeder Mann eigenständig den Glauben an den dreieinigen Gott bekennen kann und verstehend das Bekenntnis zu Jesus Christus bejaht. Die Voraussetzung für einen mündigen Glauben war für Luther, dass jede und jeder selbst die Bibel lesen konnte und so gebildet war, dass er den Kleinen Katechismus, nicht nur auswendig kannte, sondern auch weitergeben konnte und damit sprachfähig im Glauben war. Grundlage dafür war eine Bildung für alle und nicht nur für wenige, die es sich leisten konnten oder durch den Eintritt in einen Orden die Chance zur Bildung erhielten. Bildungsgerechtigkeit und Bildungsteilhabe – Martin Luther war der erste, der diese

¹ *Martin Luther: Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dolmetschens (1533). Martin Luther: Gesammelte Werke, S. 3353 (vgl. Luther-W Bd. 5, S. 191) (c) Vandenhoeck und Ruprecht <http://www.digitale-bibliothek.de/band63.htm>*

Themen öffentlich machte und sich vehement dafür einsetzte. Er hatte dafür theologische Gründe: Glaube war für ihn gebildeter Glaube, also ein Glaube nicht aus Konvention und nicht aus spiritueller Erfahrung allein, sondern durch die Bejahung der befreienden Botschaft des Evangeliums. Dass Glaube immer gebildeter Glaube ist, ist in seiner eigenen Biografie tief begründet. Nur durch das intensive theologische Studium der Bibel, aber auch von Augustinus-Schriften ist er zur befreienden Rechtfertigungseinsicht gelangt. Glaube ist für Luther immer eigenverantwortlicher Glaube: Der einzelne Christ muss sich vor Gott verantworten und ist als Einzelner von Gott geliebt. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Getauften, aber nicht mehr die Heilsmittlerin für den Einzelnen. Glaube als gebildeter und eigenverantwortlicher Glaube ist ein wesentlicher theologischer Beweggrund dafür, dass Luther sich vehement für eine öffentliche Bildung einsetzte, damit alle Bürgerinnen und Bürger die Möglichkeit zur Bildung erhielten. Luther verdanken wir in Deutschland die Volksschulen als „Schulen für alle“ – es ist interessant, aber von seinem theologischen Ansatz her nur konsequent, dass er sich selbstverständlich auch für die Bildung von Mädchen einsetzte.

Der Schwerpunkt Bildung gilt für alle Reformatoren: Melanchthon war Lehrer aus Leidenschaft, ja, wird auch aufgrund seiner Bemühungen um eine Universitätsreform als „Lehrer der Deutschen“ bezeichnet. Martin Bucer wird von Lutheranern wie von Reformierten als Kirchenlehrer angesehen. Ulrich Zwingli lernte Griechisch, um das Neue Testament im von Erasmus von Rotterdam editierten Urtext lesen zu können. Er selbst besaß die für damals sehr große Zahl von 100 Büchern und gründete in seiner Glarner Pfarrei 1510 eine Lateinschule. Und dann das Genfer Kolleg, von Johannes Calvin gegründet, das die reformierte Bildungsbewegung in viele Regionen Europas brachte!

Das war und bleibt reformatorisches Anliegen: Denken, Reflektieren, Nachdenken, Verstehen können, Fragen dürfen. Doch stattdessen wird der Religion bis heute oft die Haltung unterstellt: Nicht fragen, schlicht glauben! Fundamentalismus – ob jüdischer, christlicher, islamischer oder hinduistischer Prägung – mag Bildung und Aufklärung nicht. Jedweder Ausprägung von Fundamentalismus stellt sich eine Kernbotschaft der Reformation entgegen: Selbst denken! Frei bist du schon durch die Lebenszusage Gottes. Im Gewissen bist du niemandem untertan und unabhängig von Dogmatik, religiösen Vorgaben, Glaubensinstanzen.

Vielleicht ist einer der wichtigsten Beiträge der Reformation, dass es ihr um gebildeten Glauben geht, einen Glauben, der verstehen will, nachfragen darf, auch was das Buch des christlichen Glaubens betrifft, die Bibel. Es geht nicht um Glauben allein aus Gehorsam, aus Konvention oder aus spirituellem Erleben, sondern es geht um das persönliche Ringen um einen eigenen Glauben. Zwischen diesem eigenen Fragen und Ringen und dem Sich-Verlassen auf die Glaubenstexte unserer Väter und Mütter im Glauben, gilt es die rechte Balance zu finden.

Für mich ist Psalm 23 ein Trost- und Ermutigungslied, das eben die Erfahrung von Krankheit, Verlust, Abschied, Versagen, Schmerz nicht ignoriert. Der Psalmbeter weiß von eigenen Fehlern, von Angst und Verlust und spricht geradezu trotzig von Gottvertrauen gegen all diese Erfahrungen. Versehrtheit gehört zum Leben, das gilt es nicht nur auszuhalten, sondern geradezu aufzugreifen. Alle Menschen müssen auf irgendeine Weise mit Narben leben. Manche versuchen, das zu verdrängen. Manche trifft es auch ganz gewiss besonders hart.

Aber wir sehen ja auch Menschen, die Verlassenheit aushalten, die das eigene Leben annehmen können, obwohl sie schwere Erfahrungen gemacht haben auf dem Weg.

Teil 2

Der Herr ist mein Hirte

Der Hebräerbrief bezeichnet Jesus Christus als guten Hirten, das Bild aus Psalm 23 wird auch in den Evangelien auf ihn bezogen. Heute hat es nicht gerade Konjunktur. Unsere Gemeinden sehen sich ungern als blökende Herde, die dumpf hinterher läuft. „Du Schaf“ – das ist nicht gerade eine nette Bezeichnung dieser Tage. Schafe haben den schlechten Ruf, eher dumm zu sein.

Bei der Vorbereitung aber fiel mir eine Erzählung von C. T. Wilson in die Hände, der 1906 das Leben im Heiligen Land beschrieben hat. Er erzählt:

„Vor einigen Jahren verbrachte ich die Nacht in einigen Hirtenzelten in Gilead. Die Zelte, etwa zehn bis zwölf an der Zahl, waren in einem großen Umkreis aufgeschlagen und schlossen einen beträchtlichen Raum ein. Am Abend wurden etwa sechs oder sieben Herden in das Lager hineingebracht, um ihnen Schutz zu geben. Als am Morgen die Zeit für die Hirten kam, ihre Schützlinge zum Weiden hinauszubringen, versuchten sie nicht, ihre jeweiligen Herden aus der Menge der Schafe und Ziegen abzusondern, die alle durcheinander über den ganzen Raum zerstreut waren. Vielmehr ging jeder ein kurzes Stück hinter den von den Zelten gebildeten Ring und gab dort stehend seinen je besonderen Ruf von sich. Sofort geriet die ganze Menge der Schafe und Ziegen in Bewegung und während die Hirten weiter riefen, trennten sich die verschiedenen Herden von selbst. Alle strömten aus dem Lager hinaus in die Richtung ihrer jeweiligen Führer. Und nach fünf Minuten war kein Schaf und keine Ziege mehr im Innenraum. Wiederum ein wenig später konnte man sehen, wie die unterschiedlichen Herden in alle Himmelsrichtungen auseinander gingen, wobei jede ihrem eigenen Hirten folgte.“

Ist das nicht interessant? Die Schafe und Ziegen sind offenbar gar nicht so dumm, wie wir sie sehen. Sie können sehr genau erkennen, wer ihr Hirte ist und wem sie folgen. Das ist doch auch heute gar kein so schlechtes Bild für die christliche Gemeinde. Denn darum, denke ich, geht es auch heute: Können wir die Stimmen unterscheiden? Unendlich viele Stimmen reden ja auf uns ein, ununterbrochen. Radio, Zeitung, Fernsehen, Internet – mehr als 250 Minuten Medienkonsum bei jedem deutschen Bundesbürger täglich! Wir werden ununterbrochen bespielt mit Tönen, Nachrichten, Meinungen.

Und manchmal haben wir das Gefühl, Menschen hören Stimmen. Ich jedenfalls erschrecke mich manchmal richtig, wenn jemand laut vor sich hinredend an mir vorbei geht. Dass Menschen einen Knopf im Ohr haben und so mit anderen reden, daran muss ich mich erst noch gewöhnen.

Aber wir werden auch von vielen Stimmen gelockt. Von der Stimme der Versuchung: Ein bisschen Geld zur Seite an der Steuer vorbei, wie wär's? So ein bisschen Schwarzarbeit, schadet doch keinem. Warum sollte ich was spenden, was geht mich das an, wenn es anderen schlecht geht? Das sind Stimmen, die uns sagen wollen: Du hast doch keine Verantwor-

tung. Wer kann schon die Welt verbessern? Man lebt nur einmal! Du brauchst über dein Leben keine Rechenschaft ablegen: Lebe wild und gefährlich, ohne Rücksicht auf andere. Der Ehrliche ist der Dumme!

Oder die Stimmen der Versuchung auch für unsere Gesellschaft: Ist ein Leben mit Demenz wirklich lebenswert? Müssen wir uns um Flüchtlinge aus Afrika scheren? Was geht mich mein Nachbar an? Wenn das Kind in der Schule versagt, ist es seine eigene Schuld. O ja, uns locken viele Stimmen. Da zu unterscheiden ist wichtig. Unterscheiden heißt auf Griechisch *krinein*. Das meint also kritisch sein: Die Stimmen unterscheiden, sorgfältig prüfen und Kriterien finden für den eigenen Weg.

Und noch etwas kommt in den Sinn, wenn wir an das berühmte Hirtenbild denken. Besondere Irritation hat ausgelöst, dass die „Bibel in gerechter Sprache“ an vielen Stellen Frauen sichtbar gemacht hat. So übersetzt sie Lukas 2 Vers 1: „In jener Gegend gab es auch Hirten und Hirtinnen, die draußen lebten und über ihre Herde in der Nacht wachten.“ Peter Hahne sagte mir: „Margot, Deine Hirtinnen verderben mir die ganze Weihnachtsgeschichte!“ Und doch legt der Kontext und unser Wissen über diese Zeit nahe, dass Männer diese Arbeit nicht allein taten, sondern Frauen genauso dabei waren, kochten, die Schafe mit versorgten, schlicht Teil des Lebens waren. Das Hirtenleben war keine Männerdomäne. Und ist es auch heute nicht.

Ein Mann schrieb mir: „Ich war oft bei den Beduinen in Jordanien. Und in der Tat, seit Generationen weiden mehrheitlich Mädchen und Frauen die Schafe und Ziegen. Sie gehen mit ihnen. Sie hüten – behüten. Das Bild vom Mann als Hirte ist eine Vorstellung aus der Romantik – auch eher europäisch gedacht.“ An vielen Stellen der Bibel, an denen männliche Bezeichnungen stehen und wir deswegen schnell nur Männer vor Augen haben, sind die Frauen und auch die Kinder mit gemeint. Sie waren und sind natürlich Teil des Alltags und der Arbeit, auch auf dem Feld, auch beim Bewachen der Herden und übrigens auch, wo Menschen an der Straße stehen und auf Arbeit, den Denar für den Tag, hoffen. Für mich ist diese Übersetzung eine Horizonterweiterung, sie liegt neben der Lutherübersetzung. Schade, dass viele diese Bereicherung nicht sehen können.

Auch wenn wir hier in Deutschland in einer postindustriellen Gesellschaft das Hirtenbild kaum nachempfinden können, es allenfalls verkitscht daher kommt wie „ein Schweinchen namens Babe“, macht es doch bis heute klar: Da sorgt sich einer um seine Herde. Und die Antwort von Psalm 23 lautet: So sorgt sich Gott um euch, dass ihr im Angesicht der Feinde einen gedeckten Tisch vorfindet.

Ich denke, es ist faszinierend, dass wir das auch über mehr als zweitausend Jahre hinweg noch verstehen können. Gott ist ein guter Hirte, weil er seine Schafe im Auge hat, weil er sieht, was wir brauchen. Und auch: Wenn alle über dich lästern oder dich gar anfeinden – du bist eingeladen an Gottes Tisch. Auch wenn niemand dich zu verstehen scheint - Du wirst getröstet von Gott!

Auch bei diesem Psalm heißt es, König David sei der Verfasser. Der Überlieferung nach war er selbst ein Hirtenjunge, bevor er rund 1000 Jahre vor der Geburt Jesu zum König Israels wurde. Die meisten Exegeten aber sind überzeugt, der Psalm ist erst nach Davids Zeit ent-

standen, weil es heißt „ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar“. Damit ist der Jerusalemer Tempel gemeint und der wurde erst von Davids Sohn Salomo gebaut.

Der ganze Psalm ist ein Vertrauenslied und manche meinen, es wurde vielleicht im Tempel in Jerusalem gesungen. Er ist ja sehr klar aufgebaut und spricht auf verschiedene Weise von der Beziehung eines Menschen zu Gott. Er weidet mich – ich fürchte nicht – du bist bei mir – du tröstest mich – er salbet – er schenket ein – ich werde bleiben. Es ist dieser Gott, an den der Beter oder auch die Beterin das Herz hängt. Martin Luther hat einmal wunderbar gesagt: Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott.

Heute hängt das Herz der meisten Menschen am Geld. Hat der Philosoph René Descartes die Aufklärung mit dem Satz eingeleitet „Ich denke, also bin ich“, gilt heute: „Ich konsumiere, also bin ich“. Der Wert des eigenen Lebens wird danach bemessen, ob ich mir etwas leisten kann nach dem Motto: „Mein Haus, meine Yacht, mein Auto!“ Noch schlimmer ist, wenn Menschen meinen, sie seien nur „jemand“, wenn sie im Fernsehen waren. Dann lassen sie sich mit Kakerlaken im Dschungel überschütten, tanzen, obwohl sie nicht tanzen können oder machen bei Frauentausch mit und werden lächerlich gemacht.

Aber auch eine Gesellschaft muss sich fragen, woran denn ihr Herz hängt. Jeden Abend erfahren wir vor den Hauptnachrichten, wie es dem DAX geht. Hat er wieder irgendeine Hürde übersprungen, dann strahlt die Dame von der Börse. Wenn es ihm schlecht geht, schaut sie drein, als könnte Morgen die Welt untergehen. (Luther würde da, so wird ihm nachgesagt, übrigens immer noch ein Apfelbäumchen pflanzen!). Wie anders sähe es aus, wenn jeden Abend gemeldet würde, wie viele Kinder in Deutschland geboren wurden, wie viele Jugendliche eine Ausbildung abgeschlossen haben oder wie viele Flüchtlinge Arbeit finden konnten. Da hinge unser Herz an ganz anderen Werten....

Der Psalmbeter jedenfalls weiß, an wen er sein Herz hängt, wer sein Gott ist, sein guter Hirte. Und er vertraut darauf, dass Gott für ihn sorgt, wie für ein Schaf, das grüne Weide und frisches Wasser braucht. Selbst im Angesicht von Feinden, wird das so sein, der Tisch wird gedeckt, das Haupt geölt, eine Geste der Fürsorge und Wertschätzung. Diese Geborgenheit hält ihn ein Leben lang, davon ist er überzeugt. Und so wird er bleiben im Hause Gottes für immer. Zum einen zeigt das wieder die Bedeutung, die der Tempel für das Volk Israel hat. Er ist ein Ort der Sehnsucht. Viele bei uns kennen das ja gar nicht mehr, gern in der Kirche zu sein, diesen Ort zu schätzen wie wir oft singen: „Tut mir auf die schöne Pforte, führt in Gottes Haus mich ein; ach wie wird an diesem Orte meine Seele fröhlich sein. Hier ist Gottes Angesicht, hier ist lauter Trost und Licht.“ (EG 166)

Das erinnert auch daran, dass es über Gottes Zukunft heißt: Gott wird bei ihnen wohnen. Ich finde, das ist ein schönes Bild. Eine Wohngemeinschaft der Kinder Gottes. Und Gott selbst in der Nähe, um die Ecke sozusagen. Wir können vorbeigehen, einen Kaffee trinken und Gott all die Fragen stellen, die wir haben über das Leben, das Leid und den Tod.

All diese Fragen ignoriert der Psalm nicht. Und daher will ich dem Bild vom Finstern Tal im dritten und letzten Teil nachgehen. Aber vorher lassen Sie uns das schöne Trostlied singen: „Befiehl du deine Wege“. Ein Lied von Paul Gerhardt, der nach Martin Luther der bedeutendste Liederdichter der Protestanten ist. Er hatte selbst ein schweres Leben und hat gleichzeitig so viel Glaubenszuversicht verbreitet. Viele hat er beeinflusst: Kleine Leute vor

Ort in ihren oft so bedrückenden Verhältnissen. Aber auch die sogenannten Großen: Johann Sebastian Bach, Thomas Mann, Günther Grass, Gabriele Wohmann. Friedrich Zeller hat ihn einmal den „gewaltigste(n) Tröster der evangelischen Christenheit überhaupt“ genannt. Seine Verse gehören in den deutschen evangelischen Gesangbüchern zu den am häufigsten erscheinenden Texten, aber auch in der katholischen Kirche werden seine Lieder gesungen, ja in aller Welt finden sich seine Lieder.

Teil 3

Und ob ich schon wanderte im finstern Tal....

Finstere Täler kennen wir alle. Vielleicht macht das den Psalm so wirkmächtig über die Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinweg. Für mich wurde zum ersten Mal deutlich, dass solche finsternen Täler zum Leben gehören, wenn meine Großmutter uns Kindern aus ihrem Leben erzählte. Sie war Jahrgang 1896, als sie mit 18 von einem schlesischen Forsthaus auf einen Gutshof in Pommern heiratete. Es war 1914, das erste Kind wurde gezeugt und der Mann war für vier Jahre fort im Ersten Weltkrieg. Das muss eine furchtbar schwere Zeit gewesen sein für die junge Frau ganz allein, ganz neu konfrontiert mit einem Kind, mit den Anforderungen der Landwirtschaft. Der Mann kam zurück, das zweite Kind kam 1918, das nächste 1922, meine Mutter, und ein weiteres 1928. 1945 wollten sie lange Pommern nicht verlassen, weil mein Großvater sich nicht vorstellen konnte, dass die Sowjetarmee soweit vordringen würde. Als sie endlich den letzten Zug von Köslin aus nehmen wollten, kam die älteste Tochter mit dem dritten Kind in die Wehen und der Zugführer weigerte sich, eine Gebärende mitzunehmen. So blieben sie zurück und erlebten den Einmarsch der Sowjetarmee in Köslin. Ihr Mann wurde verschleppt, sie, ihre Tochter mit drei Kleinkindern und einige andere Frauen blieben in einem Haus zusammen und überlebten unter schrecklichen Umständen, mit Hunger, Angst und Vergewaltigung. Als 1946 der Frühling kam, flohen sie in den Westen. Ihr Ziel war Hessen, wo die Schwester meiner Großmutter einen Förster geheiratet hatte. Als sie ankamen, erzählen die Cousins meiner Mutter, waren sie alle abgemagert und völlig verlaust. Nach dem ersten Bad kamen sie in die kleine Kammer, die für Großmutter, Mutter und die drei kleinen Kinder hergerichtet war. Mein Cousin Peter sagte angesichts der weiß bezogenen Betten: „Mama, sind wir jetzt im Himmel?“

In einem Brief schreibt eine ehemalige Nachbarin am 19. Oktober 1947 an sie: „Fritz und Gerhart (mein Großvater) sind auf dem ganzen Transport zusammen gewesen, nur in Graudenz sind sie gleich getrennt worden. Er hat ihn dann erst wieder gesehen, als er am 28. April gestorben ist. Aber auf dem Transport ist Gerhart immer getrost und ganz vergnügt gewesen, er wollte, wenn erst wieder zu Hause, ein Buch über alles schreiben. Fritz meint, Gerhart sei an Ruhr gestorben, sie haben alle darunter gelitten. Von 8000 sind 6000 verstorben ...Ach Mariechen, ob wir alle noch einmal zurück können? Wir machen das erste Heimweh erst so richtig durch. Aber einmal muss doch alles wieder einen Anfang haben.“

Mein Großvater also ist getrost geblieben und meine Großmutter sang in der Küche „Du meine Seele singe!“ oder „Befiehl du deine Wege“ und natürlich kannte sie Psalm 23 auswendig. Das ist mir Vorbild bis heute. Denn eine solche Grundzuversicht trägt in guten und in

schweren Tagen, im Leben und im Sterben, das haben meine Großeltern vorgelebt und davon bin auch ich zutiefst überzeugt.

Wenn ich an die Geschichte meiner Großmutter denke, sehe ich oft Ähnlichkeiten mit den Geschichten, die mir Flüchtlinge heute erzählen. Sie rühren uns manchmal nicht mehr an, weil es so viele sind. Als ob die Vielzahl der Geschichten jede einzelne weniger furchtbar sein ließe. Warum, frage ich mich oft, haben manche Menschen so wenig Mitgefühl? Es könnte uns alle treffen, immer wieder. Und dann würden auch wir uns aufmachen und versuchen, einen Ort zu finden, an dem wir in Frieden leben können, an dem Kinder spielen können statt in Angst vor Bombenangriffen aufzuwachsen. Viele Menschen, die zu uns flüchten, haben tiefe finstere Täler durchschritten. Und ich sehe es als unsere Christenpflicht an, ihnen zu helfen, Wege hinaus zu finden, indem sie sich hier beheimaten können.

Aber finstere Täler erleben auch Menschen, die im reichen und friedlichen Deutschland aufgewachsen sind. Fünf Beispiele für finstere Täler:

- Gerade letzte Woche erst kam die Meldung, dass jedes siebte Kind in Deutschland in Armut aufwächst. Für die Kinder heißt das: Schlechtere Ernährung, schlechtere Gesundheit, geringerer Bildungsabschluss. Ihre Startchancen ins Leben sind belastet.
- Es wird als Erfolg gemeldet diese Woche, dass „nur“ 2,6 Millionen Menschen arbeitslos sind. Gewiss, es sind wesentlich weniger als vor zehn Jahren. Aber für jeden einzelnen Mann für jede einzelne Frau ist es eine Demütigung, nicht gebraucht zu werden, nicht qualifiziert genug zu sein, den eigenen Lebensunterhalt nicht verdienen zu können.
- Scheidungen bringen Menschen an den Rand ihrer Kraft. Sie erschüttern Ehen, Kinder, belasten auf Jahre und Jahrzehnte. Das sind tiefe Täler, die Menschen durchschreiten müssen.
- Altersarmut ist bitter, ein Tal, aus dem es keinen Ausweg mehr gibt, keine Besserung in Sicht. 500 Euro im Monat – das ist die Durchschnittsrente einer Frau in Deutschland!
- Essstörungen belasten immer mehr vor allem junge Frauen. Sie haben das Gefühl, ihr Leben ist nichts wert, wenn sie nicht aussehen wie die Models auf dem Laufsteg von Heidi Klum. Anorexie und Bulimie sind schwere Störungen, mit denen sie leben müssen und die sie oft an den Rand oder gar mitten in Depressionen bringen. Die Seele ist nicht berechenbar und nicht steuerbar. Da kannst du jemandem noch so eindringlich sagen: Die Sonne scheint, du hast es gut, du hast doch alles – aber der andere kommt nicht aus seiner Dunkelheit heraus. Angehörige von Menschen, die eine Angststörung durchstehen müssen, die mit Depressionen kämpfen, kommen da oft an ihre Grenzen. Der andere kann schlicht nicht Bus fahren aus Angst. Und da hilft keine Beschwichtigung. Es entsteht gegenseitiges Unverständnis, und Menschen, die eine solche psychische Krise durchleben müssen, ziehen sich zurück, werden einsam, weil es für die anderen so unendlich schwer ist, nachzuvollziehen, was sie durchleben. Da gibt es eine tiefe Sprachlosigkeit. Sorge um die Seele ist deshalb kein Thema von Leichtigkeit, sondern Arbeit am Leben, am Lebenssinn, am Lebensglück, an Beziehungen.

Manchmal wenden sich Menschen in Briefen oder Mails an mich und erzählen von solchen finsternen Tälern. Sie sagen dann oft: Angesichts dieser Lage werden Sie doch verstehen, dass ich nicht an Gott glauben kann! Das ist aber das bewegende an unserem Glauben, dass wir ja gerade die finsternen Täler nicht ignorieren müssen. Wir können sie hineinnehmen in unsere Beziehung zu Gott. Es heißt nicht: Wenn du glaubst, wird es keine finsternen Täler geben. Sondern: Selbst wenn ich ein finsternes Tal durchschreiten muss, ist Gott bei mir, darauf vertraue ich.

Dabei kommt es auch darauf daran, über den Glauben zu reden und das Handgepäck kann dabei hilfreich sein! Uns fehlt oft eine Sprache dafür. Wer traut sich schon, auf einer Party, beim geselligen Beisammensein, bei einem Abendessen über Glauben zu sprechen! Wenn es aber gelingt, sind das unvergessliche Gespräche. Vor ein paar Wochen habe ich mit zwei Kollegen einen Zug verpasst, wir mussten spätabends zwei Stunden warten, es gab nur ein kleines Restaurant, um zusammen zu sitzen. Wir kamen in ein Gespräch über ein Interview, das ich zu Ostern gegeben hatte. Der eine meinte, was ich über Auferstehung als Geheimnis gesagt hätte, habe ihm eingeleuchtet. Der andere sagte, er brauche diesen ganzen Wunderglauben und die Auferstehung nicht, damit Jesus ihm etwas bedeutet. Der erstere wieder erklärte, die Wunder seien aber doch Teil der Geschichte, worauf der andere sagte, ihm sei schon vorstellbar, dass Jesus eine so besondere Ausstrahlung hatte, dass Menschen darüber „heil“ wurden. Mir lag daran, die Auferstehung als Dreh- und Angelpunkt zu sehen. Auch wenn wir sie nicht erklären können, wären die Menschen doch ohne diese Erfahrung verstummt. So endete ja zunächst das Markusevangelium: *„Und sie gingen hinaus und flohen von dem Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemandem etwas; denn sie fürchteten sich.“* (16,8). Aber dann machen diese Frauen andere Erfahrungen und die Männer ja auch. Die Geschichte des Jesus von Nazareth war nicht zu Ende mit seinem Tod! Kurzum: Wir kamen in ein so intensives Reden über Glauben und Zweifeln, dass wir fast auch noch den letzten Zug verpasst hätten. Es war intensiv, anregend, nachdenklich und hat auch noch Spaß gemacht.

Eine Auseinandersetzung mit der Anfechtung im Glauben kann kräftezehrend sein, das wissen alle, die mit dem Glauben ringen. Aber sie ist auch lohnend, weil es ja um die Grundorientierung meines Lebens geht.

Was würden wir denn tun in den großen Umbrüchen des Lebens ohne Tradition. Da erfahre ich, dass meine Tochter schwanger ist und freue mich, ja kann das Lied der Hanna oder der Maria mitsingen vor Freude über das neue Leben, das sich ankündigt. Da stehe ich am Sarg eines Menschen und alle Betroffenheitsbekundungen verbieten sich. Schweigen ist angesagt. Aber in dieses Schweigen hinein kann ich das Vaterunser anstimmen, Worte, die 2000 Jahre alt sind und uns verbinden. Die Anderen können einstimmen, wir lassen uns fallen in die Tradition. Es gibt oft keine Erklärungen und auch keinen schnellen Trost, denn es wäre billiger Trost. Manchmal müssen wir Leid vielleicht einfach stehen lassen, miteinander schweigen, miteinander weinen.

Ich kenne in meinem Alter niemanden, selbst in unserem reichen Deutschland, von anderen Regionen dieser Erde ganz zu schweigen, der nicht die Erfahrung von Leid, Scheitern und Verlust gemacht hätte. Gewiss, die einen trifft es härter als die anderen. Da verliert eine junge Ehefrau ihren Mann, sie hat zwei kleine Kinder. Andere werden alt miteinander

der. Da wird jemand „ausgesondert“ von der Firma, obwohl er leistungsfähig und motiviert ist – andere erhalten mit 60 eine interessante neue Aufgabe. Da ist ein Fußballer von Verletzungen geplagt, der andere schreitet von Erfolg zu Erfolg. Viele empfinden das als ungerecht. Und das ist es in vielen Fällen sicher auch. Aber es gibt kein Leben ohne Brüche und ohne Verletzungen. Wer sich das klar macht, kann mit ihnen besser umgehen, denke ich.

Leid kann uns lähmen, Krankheit uns völlig dominieren. Oder andere sehen uns nur noch als die mit der Krebsdiagnose, den, der keinen Arbeitsplatz mehr hat, die mit der Scheidung, der mit dem behinderten Kind. Dann werden wir von einem Defizit, einer Störung, einer Erkrankung her ganz und gar festgelegt. Oder wir selbst kommen aus unserer eigenen Festlegung auf diese Krise in unserem Leben nicht heraus. Mich fasziniert in diesem Zusammenhang, was die Forschung über den Faktor Resilienz sagt. Es geht dabei um die Art und Weise, wie Menschen mit Krisen im Leben umgehen. Warum haben die einen eine Art seelische Widerstandskraft, schaffen es, Trauer, Verlust, Erkrankung zu bewältigen, während andere daran zerbrechen? Die einen erscheinen uns wie ein Stehaufmännchen, eine Figur, die schlicht immer wieder zum aufrechten Gang findet. Die anderen bleiben in der Krise stecken, finden keinen Ausweg. Die Forschung sagt, dass hierfür die Kindheit entscheidend ist. Wenn einem Kind durch eine enge emotionale Beziehung zu einer Person Sicherheit, Zuverlässigkeit und ein gesundes Selbstwertgefühl vermittelt wird, wird Resilienz gefördert. Diese Person können Vater oder Mutter aber auch ein anderer Mensch sein. Es geht um Selbstvertrauen, eine Überzeugung, dass wir fähig sind, Krisen zu bewältigen.

Für mich gehört zur Resilienz neben dem Selbstvertrauen und dem Vertrauen in andere Menschen auch Gottvertrauen. Die Bibel ist voller Geschichten, in denen Menschen mit Leid, Tragik und auch Gewalt konfrontiert sind. Eine, die sehr anrührend ist, ist die Geschichte von Lots Frau (1. Mose 19,1-29). Gott will Sodom und Gomorrha richten, doch Lot, seine Frau und deren Töchter verschonen, weil sie ein gottgefälliges Leben führen. Engel drängen zum Aufbruch und sagen „*Rette dein Leben und sieh nicht hinter dich.*“ (19,17). Sodom und Gomorra werden zerstört, Lots Frau sieht sich um und erstarrt zur Salzsäule. Der Theologe Heinz Zahrnt schreibt dazu: „Was ist es, das ihr den Kopf gleichsam so zurückreißt? Ist es das furchtbare Gericht Gottes, das jetzt hinter ihrem Rücken losbricht? Oder halten sie die Erinnerungen fest? Denkt sie an all das, was sie in der Stadt, die jetzt hinter ihr zugrunde geht, erlebt und zurückgelassen hat – an das Haus, an ihre Jugend, an ihre Heirat, an die Geburt ihrer Töchter, an all die Menschen, die mit ihr gelebt haben? Was es auch immer gewesen sein mag – die Vergangenheit lässt sie nicht los. Sie bannt sie. Und darum hat sie keine Zukunft. Das Leben weicht ihr aus. Sie erstarrt zur Salzsäule.“

Diese Geschichte ist ein tiefes Sinnbild dafür, dass wir manchmal Mühe haben, Vergangenes loszulassen und neue Aufbrüche zu wagen. Denn wer aufbricht, wagt Wege in eine unbekannte und daher ungewisse Zukunft. Wer aber am Vergangenen festklebt, kann statisch werden, verkrampft, festgefahren. Zum Aufbruch gehört gewiss Selbstvertrauen, Vertrauen in andere Menschen, aber eben auch Gottvertrauen. Deshalb berühren mich die biblischen Geschichten oft so. Sie ermutigen zum Gottvertrauen, weil Menschen vor uns erlebt haben, dass sie mit Gott neue Wege gehen können. Die ganze Geschichte des zweiten Buches Mose vom großen Exodus aus Ägypten ist eine solche. Und sie erzählt nicht nur von glanzvol-

lem Vertrauen, sondern auch von Zweifeln an Gott, von Irrwegen, von Abwegen. Das Leben ist, davon erzählen all diese Geschichten, kein gerader Weg.

Auch im griechischen Teil der Bibel, den wir Neues Testament nennen, spielt Passion eine entscheidende Rolle. Mir ist das wichtig. Jesus ist keine Gestalt fern der Welt, sondern kennt in seinem kurzen Leben Liebe und Enttäuschung, Vertrauen und Verrat. Am Ende, so erzählen es die Evangelien, ruft er selbst am Kreuz „*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*“ (Mk 15, 34) Das heißt, die Klage und der Zweifel sind ihm nicht fremd, ja wohl auch die Verzweiflung nicht. Er hat gerungen um den richtigen Lebensweg und fragt sich, ob er hätte anders sein sollen oder können. Ob es Gott ist, der ihm das antut, wie so viele Menschen angesichts von Unglück rufen: Wie kann Gott das zulassen? Jesus war nicht jemand, der Leid wollte, ja geradezu herbeigesehnt hat, das muss gerade denen immer wieder gesagt werden, die Leid idealisieren oder gar Sinn darin suchen wollen. Und doch findet Jesus zum Vertrauen zurück und sagt sterbend: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände“ (Lk 23, 46). Dieser Wechsel der Haltung ist für mich bezeichnend. Nicht Gott schickt Elend, Leid, Krankheit, Kummer und Trauer, sondern Gott gibt uns die Kraft, all das im Leben zu bewältigen. Ein Leben abseits von solchen Erfahrungen wäre eines im rosa Barbie-Puppenhaus. Aber ob das ein Lebensziel sein kann? Vielmehr scheint mir, dass das Leben mit den großen Gefühlen an Tiefe gewinnt und die sind eben nicht nur Liebe und Glück, sondern auch Schmerz und Verlust.

Am Ende können wir uns mit den Tiefen unseres Lebens nur Gott anvertrauen, denke ich. Ja, ich weiß, das ist nicht so leicht getan wie hier geschrieben. Und doch möchte ich dazu ermutigen. Eindrücklich erzählt ja die Passionsgeschichte, wie selbst Jesus gehadert hat mit Gott. Mir ist das wichtig für meinen Glauben. Noch einmal: Gott verursacht für mich nicht Leid, in dem er uns wie Marionetten mal hier mit einer Krankheit und da mit einer Naturkatastrophe konfrontiert. Das wäre doch ein Gott der Willkür, abstoßend, autoritär und selbstverliebt, ja machtbesessen geradezu. Die Geschichte des Jesus von Nazareth zeigt ihn stattdessen als einen leidensfähigen Gott, der mitgeht, wenn der Mensch die Täler von Angst, Not und Sterben durchschreiten muss. Wer sich diesem Gott anvertraut, muss nicht ständig ankämpfen gegen das eigene Leid, sondern kann Kraft schöpfen, mit dem Leid zu leben.

Gott ist für mich nicht ein strafender Donnergott, sondern der liebende Vater- oder auch Muttergott. Wir müssen keine Angst haben vor Gott, wir dürfen befreit leben. Sehr schön macht das eine kleine Geschichte deutlich: Ein Pfarrer hat einen wunderbaren Apfelbaum. Er ärgert sich, dass die Kinder im Dorf ständig die schönsten Äpfel klauen und rammt ein Schild in den Boden: „Gott sieht alles!“ Die Kinder aber schreiben darunter: „Aber Gott petzt nicht!“

Glaube ist für mich keine billige Vertröstung auf eine bessere Welt hin und auch nicht Opium des Volkes zur Selbstbetäubung. Wir müssen Leid nicht einfach hinnehmen. Und der Tod ist nicht einfach eine Selbstverständlichkeit, sondern bedeutet immer auch Schmerz und Leid, die wir beklagen dürfen. Und auch befragen dürfen. Es geht um meine Haltung zum Leben. Wo ich aufbegehren kann gegen Schmerz und Leid, werde ich es tun. Etwa indem ich Unrecht, Waffenexporte, Menschenrechtsverletzungen in Frage stelle. Wo ich nichts tun kann, will ich zumindest eine Hand halten, mit anderen weinen oder schweigen. Wann immer eigenes Versagen, fremder Kummer oder erfahrenes Leid mich selbst betreffen, will ich sie als Teil meines Lebens sehen. Und wo ich selbst Kummer oder gar Leid verursacht habe, will

ich das als meine Schuld auch benennen und der Erkenntnis eigener Fehler nicht ausweichen. Nein, nicht „Hauptsache gesund“ und nicht „alles wird gut“. Christinnen und Christen können das Leben mit den Höhen bejubeln und mit der Tiefe erleiden. Aber sie sehen es als Leben in Gottes Hand. Das erzeugt Kraft und Widerstandsfähigkeit gegen alle Angst und Verzweiflung. Das lässt singen und beten auch angesichts von Leid und Trauer. Und das sieht unser Leben in einem weiten Horizont.

Darin sehe ich die Grundhaltung, wenn wir Orientierung suchen: Dich zurücknehmen in all den Sorgen, all der Angst und stille werden in dem Vertrauen, dass von Gott Lebenskraft ausgeht, die mich stärkt. Ich muss nicht verzagen, wenn ich mein Leben Gott anvertraue. Ja, es gibt Krisen und Leid, berechtigte Sorgen - das sollte niemals verdrängt oder geleugnet werden. Aber wir können mit diesen Belastungen leben, wenn wir unsere Seele stärken. Leiderfahrungen vertiefen das Leben, so banal das klingt. Wenn ich zurückblicke, dann waren es die schwierigen Zeiten meines Lebens, in denen ich am intensivsten gelebt habe.

Vielleicht nehmen Sie Psalm 23 mit als Handgepäckstück. Er ist kurz und lässt sich gut auswendig lernen. Dazu wünsche ich Ihnen Gottes Segen!

Lassen Sie uns schließen mit dem Lied „Bewahre uns Gott, behüte uns Gott“. Dem Posanenchor danke ich herzlich für die Begleitung!